

Deutscher Reichstag.

110. Sitzung vom 27. Februar, 1 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die erste Lesung der
Gemeindebetr. den sog.

kleinen Befähigungsnachweis

Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg: Die Vorlage trägt einem besonderen Wunsch des Handwerks Rechnung. Es liegt ja nahe, daß die Interessenten noch weitere Wünsche bei jeder Gelegenheit erfüllt sehen möchten. Ich möchte aber doch bitten, diese Vorlage nicht noch anderweit zu belasten. Die Freunde des Handwerks werden diesem den besten Dienst leisten, wenn sie der Verabschiedung dieser Vorlage, die spruchreif ist, ohne weiteren Hemmnisse in den Weg legen. Die Vorlage spricht sich, daß nur derjenige lehren darf, der selber gelernt hat. Die abweichenden Bestimmungen bringt die Vorlage nur das Notwendige, aber wohl auch Genügende. Mit zünftlerischen Forderungen hat diese Vorlage nichts zu tun. Wie der Grund- und völliger Lehresfreiheit eine Verächterung mit sich bringen kann, das haben die Zeiten gelehrt, wo man dem Kaiser sagte: wir alles huldige. Ich glaube, daß ich nach der gesamten Vorgeschichte im gegenwärtigen Momente eines Eingehens auf Einzelheiten der Vorlage überhoben bin. Möge die Vorlage, bei der zünftliche Momente nicht mitsprechen, eine wohlwollende Aufnahme im Hause finden.

Abg. Rallwitz (L.): Meine Freunde werden sich in der Kommission auf die Vorlage beschränken. Sie können jedes Wort unterschreiben, das der Staatssekretär grundsätzlich gesprochen hat, hoffen aber, daß in Zukunft eine umfassende Regelung nachfolgt. Ebenso wie wir auch auf eine umfassende Neuordnung des sozialen Versicherungswesens hoffen. Einer Regelung zufolge soll eine Vorlage in Ausarbeitung sein betreffend Begrenzung von Fabrik und Handwerk. Ist diese ersteilige Bericht zureichend?

Hr. Ugl. Euler (3.) empfiehlt gleichfalls die Vorträge in der
Zusammenkunft auf weitestgehende Befriedigung der Innungswünsche.
Hr. Lind (mtl.): Die Nationalisliberalen sind seit Jahr-
ten den kleinen Befähigungsnachweis eingetreten. Wenn sie das
trotzdem nicht getan haben, so lag das daran, daß das Hand-
werk selber darüber nicht einig war. Da das Darniederliegen
des Handwerks eine Reihe von Ursachen hatte, so bebat es
auch zur Abhilfe einer Reihe von Mitteln. Die schwersten
Ursachen für das Handwerk sind ja nun vorbei. Die Gewerbe-
freiheit hat große Vorteile, aber ihre Ueberbannung hat dem
Handwerk großen Schaden getan. Auch das Substitut aus feiner
Zasse „billig und schlecht“ trägt eine Mitschuld. Das Hand-
werk ist und bleibt gute Ausbildung des Nachwuchses. Und
gerade deswegen sind wir mit dem Grundgedanken der Vorträge
völlig einverstanden. Auf jeden Fall steht und bleiben
uns Freunde Gegner des allgemeinen Befähigungsnachweises.

Abg. Albrecht (Sop.) Wir sind gegen diesen kleinen
Befähigungsnachweis. Aber nicht etwa, weil wir die Hand-
werker ruinieren wollten, sondern vielmehr, weil wir uns da-
für das Handwerk gar keinen Nutzen versprechen. Der wirk-
lichste Großbetrieb ist es, der den Kleinbetrieb ruiniert. Der
kleine Handwerker, der heute noch bestehen will, muß drei
Sachverhalte erfüllen: er muß einem patriotischen Klimm-
bärn angehören (Heiterkeit), er muß zweitens einen sehr
unangenehmen Rücken haben, und er muß drittens auf Kommando
Hurra bilden und Hurra, Hurra, Hurra rufen können. (Heiter-
keit.)

Hg. Carstens (Trf. Vpt.): Die große Mehrzahl meiner
schönen Freunde wird für die Vorlage stimmen, aber aus an-
deren Gründen als die Rechte und das Centrum. Unser Zeit-
geist hierbei ist lediglich bester Lehrgangsbildung; wo-
her wir in der Vorlage einen ersten Schritt zum allgemeinen
Bewußtseinsnachweis sehen, würden wir sagen: principio obstat.

gegenseitigen Nachweis zeigen, sondern nur zeigen: Das
Bsp. Ding (Rp.). Wie freuen uns über die Wandlung
auf der linken und besonders bei den Freisinnigen. Wenn der
das diese Wirkung hat, so ist das dankbar zu begrüßen. Sozial-
mokratie und Handwert — das ist wie Feuer und Wasser. Wir
sind in der Vorlage eine erste Stufe zur Erlangung weiterer
Stufe für das Handwert. Wir haben uns für den allgemei-
nen Beispielnachweis nicht festgelegt, aber diskutabel ist
es zum mindesten.

Hg. Kieffberg (W. Ber.): Das Hurra-Rufen tönt den Sozialdemokraten nicht angenehm in den Ohren. Achtmal haben sie mir meinen Laden gestürmt. Das ist Ihre (zu den Soz.) Arbeit! (Hört! hört!)

Direktor Caspar: Herr Malkewitz fragte, ob ein Gelehrter in Vorbereitung sei zur Schaffung einer einheitlichen

Instand für Entscheidung von Streitigkeiten über die Frage der Zugehörigkeit zu Fabrik oder Handwerk? Ein solcher Entwurf ist nicht in Vorbereitung.

Abg. Kulerski (Pole): Wir bekräftigen unsere Stellungnahme zu der Vorlage für die weiteren Stadien der Beratung vor. Aber eines sage ich gleich jetzt: Wir bekräftigen, daß, wenn die Vorlage Gesetz wird, die polnische Bevölkerung und speziell das polnische Handwerk noch mehr schänntiert wird, als bisher.

Abg. Wieland (D. Bpt.) ist für den kleinen Befähigungsnachweis, lehnt aber den großen als Dandixerlex entschieden ab. (Lebhafter Beifall links.)

An der Debatte betheiligen sich noch Bruhn (Reformp.),
Lehmann (Soz.) und Ahlborn (Frl. Bpt.).
Hierauf vertagt sich das Haus auf Freitag 1 Uhr,
Schluß 6¼ Uhr.



* Wiesbaden, 28. Februar.
(Nachdruck verboten.)

Erleidet ein Arbeiter einen Unfall

im Betriebe, so erhält er bekanntlich Ersatz für den ihm durch entstandenen Schaden von der Unfallversicherungsgenossenschaft. Gegen seinen Arbeitgeber hat er nur ausnahmsweise einen Anspruch. Ist der Unfall durch eine dritte, bei dem Betriebe nicht theilige Person verursacht, so erwirbt der Verletzte gegen diese einen Schadenersatzanspruch, wenn die für die Schadenersatzpflicht aufgestellten allgemeinen Voraussetzungen des bürgerlichen Rechts vorliegen. Damit nun nicht der Verletzte, wenn der Betriebsunfall durch eine solche, bei dem Betriebe unbetheiligte dritte Person verursacht ist, sowohl von der Versicherungsgenossenschaft, als auch von dem Dritten für denselben Schaden doppelten Ersatz sich verschafft, bestimmen die Unfallversicherungsgesetze, daß der Anspruch des Verletzten gegen den Dritten in Höhe der der Versicherungsgenossenschaft obliegenden Verpflichtung auf diese übergeht.

Ist durch diese Vorschrift die Gefahr einer unbilligen Begünstigung des Verletzten beseitigt, so begründet sie jedoch nach der ihr zu teil werdenden Auslegung unter Umständen die Gefahr einer unbilligen Härte für den erspässlichtige Dritten. Denn dieser wird bei seiner Auseinanderlegung im dem Verletzten oft den Umstand nicht kennen, oder versehen sich unbedacht lassen, daß die Berufsgenossenschaft das, was sie dem Verletzten geleistet hat, von ihm erstattet verlangen kann, und gerät dadurch in Gefahr, das, was er dem Verletzten gezahlt hat, zum Teil der Berufsgenossenschaft noch einmal zu leisten.

In der That haben Gerichte in diesem Sinne entschieden. Das Reichsgericht hat jedoch einen anderen Standpunkt eingenommen. Es ist — (Entsch. 80, 200) — der Ansicht, daß für die Rechtssicherheit des Verkehrs notwendig ist, daß, wenn ein Uebergang eines Forderungsrechts von dem ursprünglichen Gläubiger auf einen Dritten stattfindet, der Schuldner der in gutem Glauben an den ursprünglichen Gläubiger zahlte oder ihn auf andere Weise befriedigt, befreit werde. Es kommt also darauf an, ob der Erfüllpflichtige zu der Zeit, wo er an den Verletzten als an den ursprünglichen Gläubiger zahlte oder mit ihm einen Vergleich schließt, weiß, daß aus dem Urfälle die Entschädigungspflicht einer Veruägenoffenschaft erwachsen war, oder nicht.

Wußte er es nicht, so ist er davor gesichert, noch einmal zahlen zu müssen. Weist er es aber, so berührt die Zahlung an den Verletzten oder der Vergleich mit ihm die Verurteilung nicht, sondern diese kann ihre Auswirkungen e-

legt verlangen. Jeder, der für einen Schaden ersatzpflichtig ist, stelle daher vor der Leistung des Schadenersatzes fest, ob der Verletzte nicht irgend einer staatlichen Unfallversicherung untersteht. Von e. jurist. Mitarbeiter.

Von e. jurist. Mitarbeiter.

* Erfolg eines Wiesbadener Künstlers. Auf Veranlaß-

lung des Kaisers wurde das f. St. bei Altuarus, Rumbler und im Museum aufgestellt gewesene Kaiserbildnis in Marinereuniform des bekannten hiesigen Kunstmalers und Schriftstellers Oscar Meyer-Ebbing durch das Kultusministerium in Berlin erworben.

* Verein für nassauische Alterthumskunde. Einen jezt in-

ressantem Vortrag hielt dargelehrt Herr Prof. Bed vor leiber nicht sehr zahlreichen Publikum über das „Zunftwesen der Siegener Eisenhämmer“. Der Verein hat nur einen kleinen Kreis, obwohl die Vorträge, die er bietet, nicht selten auch eine größere Zuhörerschaft fesseln dürften. Professor Bed, ein ausgezeichnete Kenner mittelalterlichen Zunftwesens, bot in seinen Ausführungen genaue Einblicke in das Siegener Gewerkschaftstum. Das führende Handwerk war in Siegen schon frühzeitig die Eisenhämmer. Der Siegener Stahl hatte neben dem sächsischen den besten Ruf. Er ging bis nach England und Rußland. In London begründeten deutsche Kaufleute infolge des ausgedehnten Stahlhandels, dessen sich besonders die Kölner bemächtigten, den Stahlfuß. Die Kölner Erzbischöfe, die bedeutenden Handelsvorteile wahrnehmend, wählten sich Siegen zu erobern. Von 1254—1416 stand Siegen unter der Doppelherrschaft der Grafen von Ralfau und der Erzbischöfe von Köln. Die Eisenhämmer wohnten sämtlich innerhalb der Stadt und bildeten eine Bruderschaft, deren Satzungen in manchem mit denen der Bauhütten Ähnlichkeit haben. In der Stahlhütte herrschte strenge Zucht, bis zu einem gewissen Grade auch Gerichtsbarkeit. Ein Hauptflaß war die Wahrung des Zunftgeheimnisses, das anfangs nur vom Vater auf den Sohn, aber doch einen Sohn eines Zunftmitgliedes überging. Erst später fanden auch Angeheiratete und schließlich Fremde in das Handwerks Aufnahme. Doch macht sich von da an ein Niedergang desselben bemerkbar. Die Bruderschaft, die sich der allgemeinen Entwicklung des deutschen Handwerks folgend, gegen Ende des Mittelalters zu einer Zunft kanonisiert hatte, erweiterte sich schließlich über den Stadtbezirk hinaus. In der Verordnung von 1528 findet bereits die Landhämmer mit zur Zunft gerechnet. Die Landhämmer gewannen schließlich mit ihrer fortschrittlicheren Technik den Stadthämmer den Rang ab. Die folgenden Jahrhunderte bringen anhaltenden Rückgang mit nur kurzen Pausen vorübergehenden Aufblühens, bis schließlich im 19. Jahrhundert die Hämmerindustrie das Schmiedeweien fast völlig verdrängte. — Der vor treffliche Vortrag, an den sich eine kleine Debatte schloß, fand sehr dankbare Aufnahme. M.

* Für Militäranwärter. Vom 1. April d. J. werden den

Militäranwärter neben den etatsmäßigen Stellen auch die Diätar- (Hilfsarbeiter) Stellen des mittleren Post- und Telegraphendienstes zugänglich gemacht. Militäranwärter, die die Assistentenprüfung bestanden haben, werden vom Tage nach Ablauf der Probezeit zur Post- oder Telegraphenassistenten ernannt und zunächst als Diätare beschäftigt. Am 1. April 1908 werden in die offenen, für Militäranwärter bestimmten etatsmäßigen Assistenten- etc. Stellen die Militäranwärter noch wie bisher unmittelbar einberufen. Nach Belegung dieser Stellen muß aber diese Kaufbahn in einer diätarischen Stelle begonnen werden. Das Hinaüberdrücken in offene etatsmäßige Stellen für diätarische Beschäftigte oder die unmittelbare Zulassung von Militäranwärtern in diese Stellen soll jedoch immer dann stattfinden, wenn die Zahl der diätarischen Beschäftigung zur Belegung der offenen etatsmäßigen Stellen nicht ausreicht. Die Vergütung für diätarische Stellen beträgt 1320—1500 M. jährlich, nach dem Dienstalter steigend.

* **Walhalla-Theater.** Das Gastspiel des „Theater Job-

„Klassen“ beginnt am Donnerstag, 5. März. Die Vorstellung beginnt punkt 8 Uhr mit dem neuesten Schwanl „Ein dreieckiges Verhältnis“.

Berliner Börse, 27. Februar 1908.

[illegible]



Nr. 51.

Samstag, den 29. Februar 1908.

23. Jahrgang.

Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nore fügte mit herber Wahrhaftigkeit hinzu:
„Und Papa hat bisher eine ungetrübte Freude an den Verlobungen seiner Töchter nicht haben können.“

„Ach, Nore, nimm ihn!“ rief Flore flehentlich, und mache ihn recht, recht glücklich!“

„Nicht wahr? — Das könnte Dir passen!“ die schlanke, straffe Gestalt richtete sich kampfbereit auf, „aber so dumm bin ich denn doch nicht, mir mein Leben dadurch zu verpfuschen, daß ich einen Mann heirate, der, seit er denken konnte, in meine schöne Schwester verliebt war. Und wie! — Glaubst Du, ich hätte seine Augen im Kopfe gehabt? — Und nun soll ich gut genug sein als liebe kleine Trösterin. Danke schön!“

Flore seufzte: „Ja, wenn Du ihn nicht liebst — dann ist's freilich besser nicht.“

Das trostlose Mädchen war ganz blaß geworden.

„Vor allen Dingen glaube ich nicht an seine Liebe. Wie kann ein Mensch zweimal lieben? Eines nur weiß ich gewiß, Brenken wird eines Tages Flore wiedersehen und an dem Tage werde ich froh sein, daß ich nicht seine Frau bin. Punktum! — Bitte, reden wir doch von was anderem . . . ich möchte wetten, daß Dein fatales, semmelblondes Gesellschaftsfräulein hinter irgend einer Portiere steckt und horcht.“

„Du kannst ruhig sein. Sie ist auf Urlaub in der Residenz bei ihrer Tante Bentzen.“

„Weshalb schickst Du sie nicht überhaupt fort? — Sie muß nach Deiner Beschreibung unausstehlich sein!“

„Ach, dann käme eine andere. Mir ist Jede unlieb, aber Eberhard besteht darauf, daß ich eine Gesellschafterin habe.“

„Hat er Dir diese ausgesucht?“

„Ich glaube nicht. Sie war früher Vorleserin bei seiner Mutter, und da sie ganz arm ist, die Herzogin sie aber wegen zunehmender Taubheit zuletzt nicht mehr brauchte, hat ihre Tante Bentzen um diese Stelle für sie gebeten. Ich habe sie hier vorgefunden, als wir von einer Reise nach Biarritz hierher zurückkehrten. Die Erbprinzessin soll sie für sich verwandt haben. Ich hielt das damals für ein gutes Zeichen, daß Eberhards Familie anfangs, verständlichere Gefühle zu hegen — aber das hat sich als — Täuschung erwiesen. Die Herzogin blieb bis zu ihrem Tode tiefgekränkt und feindlich gesinnt — auch gegen Eberhard, den sie doch so geliebt haben soll . . . und es scheint, als habe sie alle beeinflusst — namentlich ihre älteste Schwiegertochter. Auch Eberhards Schwestern sind unversöhnlich geblieben. Der Herzog hat es seiner Frau, als sie im Sterben lag, versprechen müssen, mich nie am Hof zu empfangen. Ich glaube nicht, daß er unversöhnlich wäre, aber dies Wort bindet ihn. Sie tun mir ja nichts zu leide, noch keine harte Aeußerung drang an mein Ohr — aber ich existiere, wie es scheint, auch nicht für sie . . . namentlich nicht für Caroline.“

„Was ist das eigentlich für eine Frau, diese Cure famose Erbprinzessin-Witwe?“ fragte Nore.

„Sie soll eine kluge und vortreffliche Frau sein.“

„Ich kann sie nicht leiden!“ rief Nore.

„Und weshalb nicht?“

„Ich konnte sie von Anfang an nicht aushalten. Du weißt — ich stehe nun mal voll Sympathien und Antipathien. Wir hatten in der Residenz eine Stunde Aufenthalt, sahen uns etwas um und fanden im Schaufenster einer Kunsthandlung ein Bild von ihr, ganz groß, in tiefster Trauer. Mir gefallt es nicht, wenn eine junge Witwe den in ihren Zügen meisterlich ausgedrückten Schmerz sogleich photographieren läßt „pour edifier la populace!“ — Und während uns eine ebenfalls vor dem Schaufenster stehende Bürgersfrau in allen Tonarten die Vortrefflichkeit, Mildbütigkeit und Gerechtigkeit dieser hohen Dame pries, dachte ich mit Maria Stuart: „Aber in diesen Zügen wohnt ja gar kein Herz.“

„Nore wird verblüffend klassisch,“ sagte Nore, „und seelenvergnügt, weil wir ihre Angelegenheiten in Ruhe lassen!“

„Ich habe gar keine Angelegenheiten. Ach, hier kommt dieser Musterlakai Johann und meldet den Tee. Wenn ich je heirate, schaffe ich mir einen solchen Diener an, der den stummen, fürstlichen Anstand so vollkommen repräsentiert. Keine Miene, die sich in dem Gesicht verzerrt. Lebt so was überhaupt? — Bitte, denkt doch an unsere Verjuche zurück, Papas Burischen, Peter Nidel, das Servieren beizubringen . . . wie er beim Diner Zalla Möllendorf zuraunte: „Freilich, das schenke ich Stief-Lende habe ich hier für Sie unter die Kartoffeln geschoben.“

Dabei nahm Nore Harry auf den Arm und lachend zog man ins Theezimmer. Von Fritz Brenden war nicht mehr die Rede.

Als aber Flore an diesem Abend zur Ruhe ging, konnte sie in froher Unruhe lange nicht einschlafen und da tauchte auch der Gedanke an den Jugendfreund immer wieder auf — und sie empfand eine unendliche Erleichterung bei dem Gedanken, daß er sie vergessen und sein Herz der Schwester zugewandt habe, die, nach ihrer Ansicht, so viel liebenswerter war, wie sie! — Welch ein schönes Glück wies doch das stolze Mädchen von sich und weshalb? — Weil sie ihn nicht liebte? — Weil sie klüger und gereifter, wie es Flore einst gewesen, mit vollem Bewußtsein auf die „große Liebe“ wartete, deren ihr Herz fähig wäre?

Es ließ Flore keine Ruhe — sie konnte sich nicht enthalten, einmal aufzustehen und in ihren Schlafrock gehüllt, über den trennenden Gang zu huschen, um an Lore's Zimmertüre zu hocken. Denn während die beiden älteren Schwestern in einem der nie benutzten luxuriösen Gastzimmer des zweiten Stockes untergebracht waren, hatte sie für Nore ein kleines Zimmer ganz in ihrer und Harry's Nähe einrichten lassen.

Wahrhaftig! — Durchs Schlüsselloch schimmerte Licht — Lore war auf! — „Vorchen!“ rief sie, „ich bin's —“

Sofort verlöschte das Licht. Die Türe war nur eingeklinkt, Flore öffnete und trat, eine brennende Kerze in der Hand, ein. Lore saß auf dem Bett, hatte die Arme um die Knie geschlungen und schluchzte. Flore stellte das Licht auf den Tisch und kniete neben der Schwester hin.

„Liebste, Liebste — ist's um Fritz, daß Du weinst! Kußten sie Dich mit ihm?“

Die andere schüttelte ihr dickes, schwarzes Haar in den Nacken, wandte den Kopf zur Seite und kniff die Lippen zusammen, als wollte sie sich gegen alle Fragen mit Schweigen wappnen, doch fast wider Willen kamen dann doch die Worte:

„Natürlich quälen sie mich!“

„Und Du denkst, Du mußt . . . ganz wie ich einst, Lore?“

„Das ist's. Ich denke, es wäre meine Pflicht, den Eltern die Freude zu machen — sie wünschen es beide so sehr. Ich weiß, daß Papa keine rechte Ruhe hat, bis nicht Fritz doch noch durch eine von uns beglückt wird,“ sie schluchzte heftiger, „und mir fehlt alles Talent, mich zu opfern — absolut alles!“ — „Es wird mir immer klarer, daß ich nicht kann, und immer sicherer, daß es von mir erwartet wird, daß es für Papa die — dritte große Enttäuschung an seinen Töchtern wäre, wenn ich Nein sage . . .“

Flore kühlte sich von wärmster Sympathie ergriffen. „— und Du kannst nicht Ja sagen, weil Du ihn nicht liebst. O, dann tue es auch nicht — niemals!“

„Stimmt nicht. Ich kann nicht Ja sagen, eben weil ich ihn liebe! — Begreife doch mal. Ich bin nicht wie Nore. Ich nehme nicht, was Flore übrig ließ!“

„Da entstand ein langes Schweigen.“

„Na, — nun weißt Du's. Dir sage ich es, denn ich weiß, Du sagst es den andern Schwestern nicht wieder!“

„Nein, gewiß nicht. Aber Dir, Liebling, Dir möchte ich sagen —“

„Nichts sagst Du mir. Ich weiß alles, was Du mir sagen willst. Es klingt ja auch so vernünftig: Fritz ist ein lieber, wahrer Mensch, wenn er Dir sagt, daß er Dich liebt, so wird's wohl auch an dem sein. Also sei doch nicht so eigensinnig! — Ich aber sage dagegen, wenn er Dich mal wiedersehen sollte . . . und Du würdest doch schon bei meiner Hochzeit nicht fehlen wollen — dann würde die sogenannte zweite Liebe zerfließen, wie Butter vor der Sonne?“

Sie lachte bereits wieder. „Geh zu Bett, Flore, und mach' nicht so riesengroße Augen und kein so kummervolles Gesicht. Du wirst Dir den Schnupfen holen und ich will schlafen!“

Flore nickte nur und verließ das Zimmer. Sie hatte in der That ein sehr kummervolles Gesicht. Sie kannte Lore's Eigensinn . . . da ist nichts zu machen. Nichts. Und zwei Menschen, die wie geschaffen sind, miteinander dauernd glücklich zu sein, gehen einem verhehlten, einsamen Leben entgegen.

Es war sehr spät, als sie endlich einschlief, aber auch in ihre Träume verwoben sich die Fragen und Zweifel um die Zukunft der Schwester. Wenn sie zurückdachte an ihre Kindheit, so wurde es ihr klar, daß Lore schon damals eine eigentümliche Vorliebe für Fritz gehabt hatte — daß immer Lore es gewesen, die ihn mit schlecht verhehlter Ungeduld erwartet und mit Löwenmut verteidigt hatte, wenn jemand es wagte, ihm nahezutreten. Achlos war er an dem kleinen Zigeunermädel vorbeigegangen, welche in jeder Hinsicht so viel besser zu ihm gepaßt hätte, wie Flore, die weich und sanft war, wie er selber. Vielleicht hatte er das jetzt selber eingesehen — sicher schien, daß er ihr sein ganzes gutes Herz zugewandt hatte, ohne sie hiervon überzeugen zu können.

Wie war da zu helfen?

Mit diesem Gedanken schlief sie ein, um mit ihm zu erwachen und ihn tagelang mit sich herumzutragen. Ihre eigenen Sorgen und Schmerzen hatte sie ganz darüber vergessen und das war eine große Wohltat.

Ueberhaupt, welche eine Quelle erquickender Freude ward dieser Besuch der Schwestern, den sie so gern ins Unendliche verlängert hätte. Trotz Kälte und Schneewetter waren sie zu Schlitten und zu Fuß in ganz Bessel herum. Lore's Ratschläge in Bezug auf künftige Wohltätigkeitsanstalten und Verbesserungen bestehender Armenpflege wurden dankbar aufgenommen. Nore's praktischer Blick fand im alten, mächtigen Wirtschaftshof manches, was zu rügen und zu ändern war, und in hohem Ansehen stand sie bald bei dem Administrator Wiedemann, der sehr bald erklärte, daß, wenn Frau Dornwald die Gräfin Bessel geworden, er überflüssig wäre. Lore wiederum vergötterte Harry und ward dafür von ihm für diejenige seiner „vier Mamas“, erklärt, die „auch nie fort dürfe“. „Er hat so recht!“ sagte Flore bittend, „wenn Du noch bliebest! Daß Nore und Dore daheim unentbehrlich sind, und die festgesetzte Zeit nicht überschreiten dürfen, muß ich einsehen, aber Du? — Ich würde Dich sowie Frühlingslüfte wehen, selbst nach der Heimat begleiten!“

„Oh, wenn Du mich behalten willst — ich bleibe gern — nur zu gern, gerade jetzt, wo sie zu Hause so Unmögliches von mir erwarten!“

Und so blieb sie in Bessel, während Dore und Nore nach acht Tagen die Heimreise antraten.

Flore hütete sich, das „Thema Brenden“ wieder zu berühren, sie wartete, daß Lore davon anfangen möge, aber diese schien es als Wohltat zu empfinden, daß jetzt niemand und nichts sie daran erinnerte.

Acht Tage nach der Abreise der älteren Schwestern traf Fräulein von Lindenschied wieder in Bessel ein — sie erschöpfte sich in untertänigen Vorwürfen, daß die Gräfin nicht sogleich nach ihr telegraphiert, sie in Unkenntnis darüber gelassen habe, daß „das Schloß voll Besuch, und Hilfe von Räten sei“.

„Weder das eine, noch das andere war der Fall,“ sagte ihre Herrin kühl, „liebe Dore, dies ist Fräulein von Lindenschied — meine jüngste Schwester Dorette.“

Fräulein Malve warf einen vorsichtig forschenden Blick unter ihren weißblonden Wimpern hervor nach der Genannten und bat dann sogleich um den ihr zukommenden Schlüsselkorb.

Beim Abendessen sah sie nun wieder auf ihrem gewohnten Platz und die Schwestern fühlten, daß ihr ungestörtes Beisammensein fortan ein Ende haben müsse. Nach dem Abendessen war die Lindenschied natürlich so diskret, sich zurückzuziehen und die Eindrücke des Abends in ihr Tagebuch niederzulegen, wobei es unter anderem hieß:

„Luise scheint mich über die Vorgänge hier ziemlich genau unterrichtet zu haben. Ich finde hier indessen nur noch die jüngste Schwester vor, die mich mit unverhohlener Abneigung ansieht und mich wie einen Diensthofen behandelt. Ich muß auch das ertragen. Sie ist bei weitem nicht so hübsch wie die Gräfin, obwohl sie derselben in Figur und Gesichtsschnitt so ähnlich sieht, wie nur möglich bei so grundverschiedenem Ausdruck und Benehmen. Sie hat scharfe Augen, vor denen ich mich fürchten könnte, und ist lebhaft und sehr unceremoniell. Sie sprach mit schauerhafter Ungeniertheit vom Hofe. Mir scheint, für sie existiert nur der König von Preußen. Dann erzählte sie viel von jenem Krähwinkel, so sich Premtan nennt. Ein ganzes Regiment passierte Nebue. „Hat Ihr Herzog auch Soldaten?“ frug sie mich dazwischen rasch und sah mich unartig an. Ich hätte der Gräfin eine so ungezogene Schwester nicht zuge-
traut.“

Die Tosty's sind sicher nicht von Adel. Das hat noch nie Hofluft geatmet. Keine Provinz! — Aber ich wollte mich nicht erbittern, sondern nur feststellen, daß, so viel sie auch von den Offizieren in Premtan sprach, der eine einzige Name, den ich zu hören wünschte, nicht genannt wurde — es hätte mich doch so sehr interessiert, ihn zu hören, um zu sehen, ob er irgend einen Eindruck auf die Gräfin macht. Es ist zwar kaum anzunehmen, denn aus dem Tagebuch derselben ging doch zweifelsohne hervor, daß sie ihn nie geliebt hat. Immerhin schade, daß ich von der Existenz dieses Exverlobten nicht schon früher wußte! — Eines aber weiß ich, Fräulein Dorette und ich werden auf schweigendem Kriegsfuß leben. Etwas in ihr ist mir verhaßt — was ich von der Gräfin nicht sagen kann. Diese ist mir nur gleichgiltig.“ — — — Soweit Fräulein Malve.

Zu derselben Zeit sagt Dore, nachdem sie lange schweigend die Arme über dem Kopf verschränkt im Schaukelstuhl gelegen und in das lodernde Kaminfeuer gestarrt hatte, vor dem Herold als Schemel ihrer zierlichen Füßchen lag:

„So! Jetzt habe auch ich eine Lebensaufgabe!“ „Willst auch Du Diakonissin werden?“ frug Flore und blickte lächelnd von ihrer Arbeit auf.

„Nein, sondern ich will Dir diese Person aus dem Hause schaffen. A tout prix! Wie hältst Du es auch nur drei Tage lang mit ihr aus? Sie ist ja noch zehnmal obsolet, wie ich mir vorgestellt habe — die reine Blindschleiche. — Alle Amphibien sind mir ein Graus!“

„Dasselbe Gefühl habe ich — aber wenn es zu stark wird, sage ich mir, daß sie ein sehr armes Mädchen ist. Eberhard gibt ihr einen sehr schönen Gehalt, von dem sie auch noch zwei jüngere Schwestern unterstüßt. Im Ganzen sind es sieben verwaisste Geschwister und sie die Älteste. Fräulein von Bentzen kann auch nicht viel für sie tun. Kurz, wenn sie diese Stelle verlieren sollte, fände sie schwerlich eine andere, wo ihre Leistungen so gut bezahlt würden. Das stimmt mich, so oft ich dran denke, mitteilig.“

„Du bist ein Engel, Flore . . . wo Du doch Beweise hast, daß sie eine neugierige Horcherin ist, die sicherlich der Tante alles wiederklatscht, was hier vorgeht.“

Flore schwieg eine Weile, dann stand sie auf und sah nach allen Türen und dann wiederkehrend sagte sie ernst:

„Ich glaube sogar noch mehr. Ich glaube, daß man in der Residenz sehr neugierig ist und über mein Tun und Lassen gern unterrichtet bleibt. Und siehe, gerade das ist mein Hauptgrund, weshalb ich sie nicht weggeschicken mag. Ich habe keine Ursache, diese Spionage zu fürchten, und sie wird nie Gelegenheit haben

dort etwas über mich zu erzählen, was nicht alle Welt wissen könnte. Es ist auch so begreiflich, daß die herzogliche Familie, die mich offiziell ignoriert, privatim wissen möchte, welcher Art Eberhards Frau ist.

(Fortsetzung folgt.)

Verzichte.

Novelle von Anna Hartenstein.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kinder, plötzlich verstand er ihr angstvoll schüchternes Fragen, tragen sie nicht an dem furchtbaren Erbe? Klagen sie nicht an: warum habt ihr nicht verzichtet?

„O Len! Len!“ schrie er auf im Jammer seiner Seele. Und fuhr zusammen und sah auf. Wie voll Mitleid hatte ihn der laute Klang seiner Stimme aus dem qualvollen Sinnen geweckt. Ringsum milde Friede. Aus der Ferne kam zu einem feierlichen Klang zusammenschließend das Rauschen der Wasser. Reife gluckte und raunte vor ihm der Tagerbach wie ein müde getolltes Kind. Und im Mondlicht sah er zu seinen Füßen zwischen Sand und Gestein ein paar zarte Blüten schimmern, ein strammes Fichtenbäumchen stand trotzig zwischen ruschligem Weibengestrüpp. Und die Hoffnung lugte hervor, „ich bin ja noch gar nicht tot.“

Da stand der Arzt auf wider den Arzt. Nicht die Leidenschaft, aber seine große wahrhaftige Liebe hielt Zwiesprache mit dem wägenden Verstande. Warum soll sie nicht heimgelehrt sein, gesundet mit neuer Lebenskraft, wie doch so mancher? Sie, die ihre Berge so leidenschaftlich liebte, die federnd leichtatmend zur Höhe stieg? „O, du rührend tapferes törichtes Mütterchen!“ Und eine starke, freudige Zuversicht hob ihn: „Len, meine Liebe, liebe Len!“ —

Am anderen Morgen fand er sie. Sie saß auf dem Bänkehen eines kleinen Felsvorsprunges am Zillreweg, ihrem Lieblingsplatz. Unter ihr das Tal noch von Nebelschleiern übersponnen. An den Berghängen sloß das Sonnengold nieder. Noch lag der Tag im Traum.

Und sie sah mit großen überwachten Augen ins Weite. In dem feinen bleichen Gesicht mit den streng geschlossenen Lippen einen ergreifenden Ausdruck von Entsagung und Ergebung.

Ihm schoß es heiß in die Augen. „O Len!“ — Nur ein kurzes, verzweifelteres Widerstreben. Dann sank sie in seinen Armen zusammen, kampfmüde. Und doch das liebe blasse Gesicht wie verklärt. „Du weißt ja nicht, wie lieb ich dich habe.“ In den schönen Augen ein sieghaftes Glühschleuchten. Wohl huschten wieder die Schatten darüber.

„Liebster, wenn doch.“

Er küßte ihr die Bedenken von den Lippen und beruhigte sie so zuversichtlich als Arzt. Da hob sie jauchzend die Arme: „Ja, Liebster, ich will gesund, ich will glücklich sein . . . Komm,“ bat sie dann, „der Tag soll uns beiden ganz allein gehören . . .“

Sie wanderten tadeln. Eine geheimnisvolle Gewalt zog sie dorthin, wo sie sich gefunden. Aber in Häusling bogen sie doch nach der anderen Talseite und flogen zur Bodenalm empor. Wie flüchtige Wolkenschatten war die Furcht durch ihre Seele gehuscht, stand nicht dort bei dem einschichtigen Haus der Allgewaltige wartend? Len straffte sich und warf die Lippen auf, „trotz Tod“. — Durchströmte sie nicht das Vollgefühl der Kraft und Gesundheit bis in jeden Nerv? Und sie hatte den Mut zum Glück. Und sie baute mit dem Geliebten das zukünftige Leben auf, sie sahen sich umringt von blühenden gesunden Kindern, schaffend in froher Kraft.

Bögernd glitten die Stunden an ihnen vorüber. Die Sonne lag heiß und schwül auf den Matten. Sie saßen Hand in Hand. Das Wort verstummte, nur ihre Seelen hielten Zwiesprache. Drüben lag der Berghang, an dem irgendwo das Häuschen lebte. Ein fast schalkhaftes Lächeln huschte über das Gesicht des Arztes, er winkte mit der Hand hinüber: „Alter Freund, ich danke dir . . .“

Und der alte Freund gab Antwort. Ueber den Alm-Boden zog es plötzlich wie ein eisiger Hauch. Die Sonne erlosch hinter einer Nebelwand.

Ein jäher Schauer ließ Len über den Rücken, und da spürte sie es, ihr Gesicht wurde fahl. Wie entgeistert starrte sie ins Weite und doch wie lauschend, als sei irgendwo eine Stimme wach geworden, eine furchtbare, mahnende . . .

Sie stand auf. „Wir müssen zurück,“ und dann warf sie die Arme um seinen Hals, und zwischen wilden Küßen stammelte sie: „Ach, Liebster, hab' Dank . . .“, es war zu schön, zu schön . . .

Mit schrillum Pfiff fuhr der Frühlug zum Tale hinaus und weckte Doktor Löser aus schwerem Traum. Len hatte sich verstiegen. Er konnte sie nicht erreichen und arbeitete sich leuchtend an den Wänden empor. Und jetzt entschwand sie ganz seinem Blick. Mit höhnendem Pfiff zog ein Geier über ihn hin.

Zum Fenster schaute ein griesgrämiger Tag herein. Die Berge hatten sich in Nebel gewidelt, wie in graue Wettermäntel. Eine schwere, trübe Stimmung wollte sich ihm auf die Seele legen, während er sich anfleidete.

Um die Damen aufsuchen zu können, war es noch zu früh, aber vielleicht fand er Len schon wartend am Walde. Denn sie war eine Frühaufsteherin selbst nach anstrengenden Bergtouren.

Als er in das Frühstückszimmer trat, kam ihm die Kellnerin entgegen:

„Die Damen aus der „Rose“ lassen sich empfehlen, sie sind in der Früh abgereist. Und den Brief soll ich dem Herrn Doktor geben . . .“

Irgendwo, tief drinnen im Walde, wo die Bäume ganz stillstehen, mit lauschendem Atem den Nebel erwartend, der sie verschlingen muß, und wo in der Tiefe die Ache brandet in ohnmächtigem Schmerz und Jörn, da vermochte er endlich die wenigen Zeilen zu lesen:

„Lieber, verzeih mir. Ich hätte stark bleiben sollen und aus Deinem Leben verschwinden, als es noch Zeit war. Ich habe Dich und mich getäuscht. Da hat mich der Tod gestern wieder gemahnt, und ich hörte die anklagenden Stimmen: warum hast du mich verzichtet. Dennoch — ich kann's nicht bereuen, daß ich mir diesen einzigen Tag unsagbarer Seligkeit erstohlen. Ich bitte Dich auch nicht, vergiß mich. Das kannst Du nicht. Aber gedenke meiner wie einer Verstorbenen. Die Welt wird ganz sacht den wilden Schmerz verdrängen. Und sorg' Dich nicht um mich. Ich trotz dem Weiden und dem Tode, solange meine Kraft nur aushält, denn ich muß für mein Mütterchen und für meine Schwestern leben, und für Dich, Du Lieber, Lieber, liegt meine Seele auf den Knien. Habe Dank und vergiß.“

Len.“

In höchster Not.

Skizze nach dem Leben von Karl Elter.

(Nachdruck verboten.)

Mühselig ziehen die zwei müden, ausgemergelten Pferde den Wagen über die staubige Landstraße. Sie haben seit Tagen nur das kärglichste Futter bekommen, und sie vermögen ihre Gangart nicht zu beschleunigen, wie oft der hagere Mann, der neben ihnen herschreitet, sie auch zu ermuntern sucht. Er weiß es ja selbst am besten, wie's tut, mit knurrendem Magen schwere Arbeit verrichten zu müssen. Aber er kann es den beiden Brauen nicht ersparen. Bis ins nächste Dorf müssen sie noch — er hat kein Brot, keinen einzigen Bissen Brot für seine Kinder, die drinnen im Wagen von der Mutter in den Schlaf gesungen werden. Und ehe er sich nicht im Dorf mit seinen Gaultelspielen ein paar Heller erworben hat, kann er ihnen keines kaufen. Und er hungert selber, er und sein Weib, und der junge Mensch, der sich den Gaultelspielen angeschlossen hat.

Langsamer, langsamer schleichen die Pferde. Der Mann mit dem fahlen Gesicht und den dunkelumschatteten Augen trägt die Peitsche in der Rechten; aber es fällt ihm nicht ein, sie zu gebrauchen. Nur zureden kann er den Tieren, bitten, daß sie aushalten mögen, nur bis ins Dorf hinunter. Aber sie können doch nicht schneller, kaum, daß sie noch von der Stelle kommen.

Drinnen im Wagen ist das eintönige Lied verstummt. Die Frau und der junge Bursche verlassen das Gefährt, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Schweigend gehen sie neben dem Manne her, Glend auf den Gesichtern, Hoffnungslosigkeit in den Augen.

„Die Kinder schlafen?“

„Ja.“

Am Wege steht ein Muttergottesbild. Der Mann befreuzigt sich stumm, das Weib aber bleibt stehen. Lautlos betet sie, daß sich nur ihre Lippen bewegen.

„Heilige Mutter Gottes, gib meinen Kindern Brot. Gib meinen Kindern Brot. Gib meinem Mann zu essen und laß die Pferde nicht sterben. Wir haben nicht gestohlen und kein Unrecht getan, aber wir haben mehr Glend durchgemacht, als ein Mensch ertragen kann. Und die Pferde werden sterben und wir werden verhungern. Heilige Mutter Gottes, tue ein Wunder an uns.“

Und weiter schwanzt der große Wagen und weiter schleppen sich die todmüden Menschen und die todmüden Pferde. Die Menschen denken wohl alle das gleiche, wie gut es doch ist, zu sterben. Aber keiner spricht es aus, und dann denken sie auch wieder daran, daß die Kinder leben müssen und essen müssen, daß die Pferde vielleicht doch nicht sterben, und daß sie im Dorf etwas verdienen könnten.

Da unten liegt das Dorf. Mit einer letzten Anstrengung ziehen die Pferde ein wenig schneller, aber sie fallen bald in die alte Langsamkeit zurück. Ohne Erbarmen brennt die Sonne herab, und zum Hunger gesellt sich der Durst, der furchtbare, grausame Durst. Drinnen im Wagen beginnt ein Kind zu weinen, leise, matt, trostlos. Die Frau schüttelt es wie im Fieber, aber sie wagt nicht, hineinzugehen. Sie fürchtet, die Last würde den beiden Tieren zu groß werden.

Mit unerträglicher Langsamkeit rücken die weißen Häuser mit den roten Ziegeldächern näher. Endlich, endlich geht es an den ersten Gehöften vorüber. Dorfskinder laufen hinter dem Wagen her, die buntgeputzten Leute anstaunend. Hunde beginnen zu bellen, und unter den Blicken der Weiber, die allenthalben in die Türen treten, erschauert das arme Weib in den bunten Lumpen. Wie lange soll das noch gehen? Da drüben — da steht ein anderes Muttergottesbild. Sie will es ihrem Manne sagen, daß auch er dort ein Gebet spricht — denn wenn die Madonna nicht half —

Sie zuckt erschrocken zusammen. Denn die Hünengestalt eines Bauern versperrt ihnen plötzlich den Weg.

„Was wollt's denn ös?“ herrscht er sie an. „Dös war aktrat guat, wann so a Lumpenpack ins Dorf eint dürst! Daß ihr's wißt — i bin der Burgermoasta! Un dös sag i Ent: bal ihr net in zehn Minuten außi seid, laß i Ent vom Gendarm'n außi bring'n! Padd's Ent, und bal ihr bettelt, nacha kimmt's no amal so schnell außi.“

Ein düsteres Feuer loht in den Augen des Mannes auf und seine Häuse ballen sich krampfhaft.

„So? Wir dürfen verhungern — nicht wahr? Das ist das einzige, was uns erlaubt ist. Ich habe mein Leben noch nichts Unrechtes getan — und es wird wohl niemandem Schaden bringen, wenn wir hier unsere Kunststücke machen.“

„Was i g'sagt hab', dös g'schieht! Un foa lange Red'n net, dös bitt' i mir aus!“

Einen irren Blick wirft der Mann auf den Hausen, der sich inzwischen angesammelt hat. Dann lacht er plötzlich so wild und höhnisch auf, daß der riesenhafte Bauer unwillkürlich einen Schritt zurückweicht.

„Den Teppich her!“ herrscht er sein Weib an. „Und die Äugeln — die Stangen — die Gerätschaften!“

Der Bauer stößt einen lauten Pfiff durch die Zähne. Er sagt gar nichts; aber sein drohender Blick weißt nichts Gutes. Vor Angst am ganzen Leibe bebend, geht das Weib in den Wagen hinein, um die Sachen zu holen.

„Da hinüber!“ sagt der Gaufler und weist auf das Bild der Madonna. „Wenn keiner unsere Kunststücke sehen will — der Mutter Gottes gefallen sie vielleicht. Und ich hoffe, sie schenkt uns zur Belohnung einen raschen Tod.“

Die Leute sind starr, es rührt sich keiner, ihn zu hindern, wie er zum Heiligenbilde hinübergeht. Gerade davor breitet er den sadenscheinigen Teppich aus; die

Jade wirft er ab — und dann steht er einen Augenblick im bunten Glitterrock, tief aufatmend —

Stumm stehen die Dörfler und stumm steht auch der Bürgermeister. Er will etwas sagen, will den Kerl dort fortjagen, der vor dem Muttergottesbilde seine Meißer tanzen läßt, mit Bällen jongliert und andere Gauflerkünste treibt — aber er kann es nicht. Irgend etwas hält ihn in Bann, irgend etwas hindert, daß er sich von der Stelle rührt.

Und dann gesellt sich zu dem Manne sein Weib und dann noch ein dritter Gaufler. Schweigen lastet über dem Plaze, nur unterbrochen durch das leise Klingen der Glaskugeln, durch einen halblauten Ruf. Brennend strahlt die Sonne herab, eines der Pferde hat sich niedergelegt, und da drinnen im Wagen beginnt wieder leise ein Kind zu weinen.

Und die Gaufler machen ihre Kunststücke, unermüdlich, Viertelstunde um Viertelstunde. Immer größer wird die Schaar der Zuschauer — aber die Gaufler achten ihrer nicht. Nur für die Mutter Gottes treiben sie ihre Künste, nur sie kann ihnen noch helfen.

Schwer und keuchend gehen die Atemzüge des Mannes. Es flimmert ihm vor den Augen, aber noch hält er sich aufrecht. Bis er plötzlich mit dumpfem Stöhnen halb bewußtlos zusammenbricht.

Stumpf, apathisch blicken die beiden anderen auf ihn nieder. Und stumm stehen die Zuschauer.

Da schiebt sich plötzlich die kleine trumme Gestalt einer greisen Frau aus dem Hausen. Mühsam humpelt sie näher und legt vier Kreuzer auf den Teppich.

„I dank' schön für d' Vorstellung,“ murmelt sie. „Dös is halt alles, was i geb'n lo.“

Und einer nach dem anderen kommt — und einer nach dem anderen legt schweigend seine Nickel auf den Teppich nieder. Es sind nicht immer nur Kreuzerstücke. Da liegt ein silberblankes Beinhellerstück — und da noch eins — da gar eine halbe Krone — und der Mann, der sich ganz zuletzt heranschiebt, legt einen Gulden nieder.

„Mir füa unguat,“ sagte der Bürgermeister. „Aba wann's a wen'g ausspann'n wollt', nacha geht's da 'nüber, in mein' Stall is Plaz gnuia für zwoa Pferd'. Un an Essen könnt's Ent a geb'n lassen. Aba murgen müßt's weiter, dös gengat net anderscht.“

Damit geht er davon. Mit zitternden Händen zählt die Frau das eingenommene Geld — vier Gulden und dreißigzwanzig Kreuzer. Und ein Mittagsmahl. „Heilige Mutter Gottes, ich danke dir für das Wunder, das du an uns getan hast! Nur laß uns die Pferde nicht sterben.“

Und die Pferde sterben nicht. Sie schleppen sich hinüber in den Stall, und sie erholen sich ein wenig bei dem Futter, das ihnen der Bauer vorwerfen läßt.

Am nächsten Morgen ziehen die Gaufler weiter. Drinnen im Wagen singt wieder die Frau — leise und eintönig. Und neben den gestärkten Pferden schreitet wieder der Mann.

Heute hat er doch drei Gulden in der Tasche, und drinnen im Wagen liegt ein Brot. Er braucht keine Angst zu haben, daß er verhungert mit den Seinen. Und er hat wieder Mut.

Und heißen Dank schickt er empor zum Himmel — für das Wunder das die Mutter Gottes an ihm getan.

Denkspruch.

Von Freude Frauen sind genannt,
Ihr Freude freuet alle Land.
Wie wohl der Freude kannte,
Der Frauen zuerst sie nannte!

Freidank.

Verträumtes Glück,
Verträumtes Glück
Reht nie zurück.

Sanders.